

Repositório ISCTE-IUL

Deposited in *Repositório ISCTE-IUL*:

2023-07-24

Deposited version:

Accepted Version

Peer-review status of attached file:

Peer-reviewed

Citation for published item:

Wenzel, M. & Waldzus, S. (2008). Die Theorie der Selbstkategorisierung . In L.E.Petersen, B.Six (Ed.), *Stereotype, Vorurteile und Soziale Diskriminierung: Theorien, Befunde und Interventionen*. (pp. 231-239). Weinheim: Beltz.

Further information on publisher's website:

<https://www.beltz.de/fachmedien/psychologie/produkte/details/42767-stereotype-vorurteile-und-soziale-diskriminierung.html>

Publisher's copyright statement:

This is the peer reviewed version of the following article: Wenzel, M. & Waldzus, S. (2008). Die Theorie der Selbstkategorisierung . In L.E.Petersen, B.Six (Ed.), *Stereotype, Vorurteile und Soziale Diskriminierung: Theorien, Befunde und Interventionen*. (pp. 231-239). Weinheim: Beltz.. This article may be used for non-commercial purposes in accordance with the Publisher's Terms and Conditions for self-archiving.

Use policy

Creative Commons CC BY 4.0

The full-text may be used and/or reproduced, and given to third parties in any format or medium, without prior permission or charge, for personal research or study, educational, or not-for-profit purposes provided that:

- a full bibliographic reference is made to the original source
- a link is made to the metadata record in the Repository
- the full-text is not changed in any way

The full-text must not be sold in any format or medium without the formal permission of the copyright holders.

Michael Wenzel und Sven Waldzus

Die Theorie der Selbstkategorisierung

Die Theorie der Selbstkategorisierung (SCT; Turner, Hogg, Oakes, & Wetherell, 1987) ist eine generellere Theorie der Gruppenformierung und sozialen Selbstdefinition, mit Implikationen nicht nur für Verhalten zwischen, sondern auch innerhalb von Gruppen. Sie erklärt sowohl Prozesse der Stereotypisierung und sozialen Diskriminierung als auch der Bildung von Gruppennormen, der sozialen Kohäsion und Kooperation, Führerschaft und generell des sozialen Einflusses (Haslam, 2004). Während die Theorie sozialer Identität (Tajfel & Turner, 1986 → Die Theorie der sozialen Identität) annimmt, dass Personen aus dem Bewusstsein ihrer Gruppenmitgliedschaft eine soziale Identität gewinnen, welches ihre Wahrnehmung, Motivationen und Verhalten gegenüber Mitgliedern anderer Gruppen als Individuum qualitativ verändert, ist theoretisch unterbestimmt, wann und wie genau sich Personen als Mitglieder einer Gruppe betrachten. Die SCT ist eine theoretische Weiterführung, die sich dieser Frage stellt und die beteiligten kognitiven Prozesse präzisiert.

Die Theorie sozialer Identität und die SCT sind somit komplementär und bilden zusammen den sogenannten *social identity approach* (Haslam, 2004), welcher sich abgrenzt vom in der Gruppenforschung weit verbreiteten methodologischen Individualismus und sich einem metatheoretischen Interaktionismus verschreibt. Diese Ausrichtung ist zu betonen, da andererseits die Gefahr besteht, dass die Theorien trivialisiert und auf internale kognitive und motivationale Prozesse reduziert werden. Ihr wesentliches Anliegen ist, die Wechselwirkung zwischen sozialer Realität und Person zu begreifen: wie die soziale Umwelt und der Kontext die soziale Selbstdefinition des Individuums beeinflussen und umgekehrt diese wiederum die Wahrnehmung und Gestaltung der sozialen Welt.

1. Grundannahmen der Selbstkategorisierungstheorie

Die SCT nimmt an, dass sich Personen durch Prozesse der Kategorisierung selbst begreifen und Selbstkategorien somit ein wesentlicher Bestandteil des Selbstkonzepts sind. Selbstkategorisierung meint eine Gruppierung von sich selbst und einer Klasse sozialer Einheiten als gleich, austauschbar oder identisch im Unterschied zu einer anderen Klasse sozialer Einheiten. In Abhängigkeit vom Kontext kann man sich auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus kategorisieren, etwa als Mitglied einer sozialen Gruppe wie der Psychologen in Abgrenzung zu Biologen oder Sozio-

logen, oder enger als Sozialpsychologe in Abgrenzung zu anderen Subgruppen von Psychologen, oder noch enger, bis hin als Individuum im Unterschied zu anderen Individuen. Auf der anderen Seite kann man sich auch inklusiver definieren, etwa als Mitglied der Gruppe der Wissenschaftler, welche Psychologen wie Biologen inkludiert, bis hin zur höchst inklusiven Selbstdefinition als Mensch oder Lebewesen. Im Unterschied zu anderen theoretischen Auffassungen (z.B. Fiske & Neuberg, 1990) priorisiert die SCT nicht das individuelle Selbst als das wahrhaftige Selbst. Kein Abstraktionsniveau ist *per se* realer als andere; kein Niveau repräsentiert ein wirklicheres Selbst als andere. Die Realität, Wahrhaftigkeit oder Funktionalität einer Selbstkategorisierung sind vielmehr eine Frage des sozialen Kontexts, und die saliente, d.h. aktuell im Vordergrund stehende Selbstkategorisierung ist abhängig von der jeweiligen Situation.

Abstraktere Selbstkategorien bilden den Bezugsrahmen für Vergleiche zwischen inkludierten Eigen- und Fremdgruppen. In der Tat müssen beide als Subkategorien einer inklusiveren Kategorie betrachtet werden, um überhaupt als vergleichbar zu gelten. So kann man Äpfel und Birnen nur miteinander vergleichen, wenn man sie als Instantiierungen einer inklusiveren Kategorie betrachtet (Turner, 1987): z.B. als Früchte lassen sie sich auf Dimensionen vergleichen, die typischerweise diese Kategorie beschreiben, wie Süsse, Saftigkeit usw. Psychologen mögen sich mit Biologen etwa als Wissenschaftler vergleichen, auf der Basis von Dimensionen und Werten, die Wissenschaftler kennzeichnen. Die Wahrnehmung und Bewertung von Unterschieden zwischen Kategorien eines gegebenen Abstraktionsniveaus basieren damit auf deren Ähnlichkeit auf einem höheren Niveau – die beiden Kategorisierungsniveaus sind in dieser Hinsicht *positiv* interdependent.

Auf der anderen Seite hat der Kategorisierungsprozess zur Folge, dass Ähnlichkeiten innerhalb und Unähnlichkeiten zwischen Kategorien akzentuiert werden und eine zunächst „neutrale“ Distanz zwischen zwei sozialen Einheiten als Ähnlichkeit oder Unterschied begriffen wird (Oakes, Haslam & Turner, 1994). Zum Beispiel werden die Ansätze eines Sozial- und eines Persönlichkeitspsychologen im Hinblick auf die Erklärung menschlichen Verhaltens als unterschiedlich begriffen, wenn sie als Sozial- bzw. Persönlichkeitspsychologen kategorisiert werden, als ähnlich hingegen, wenn beide als Subgruppen von Psychologen in Abgrenzung etwa zu Biologen kategorisiert werden. Während Kategorisierungen zum einen von Ähnlichkeiten und Unterschieden in der gegebenen Situation abhängen (s. unten zur Salienz), beeinflussen sie also zum anderen deren Wahrnehmung. Kategorisierung und die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten und Unterschieden stiften sich so in einem dialektischen Prozess gegenseitig, hin zu der für den Beobachter bedeutungsvollsten Auflösung (Oakes, 2001). Weil für eine gegebene Kategorisierung Unterschiede zu anderen Kategorien akzentuiert werden, wird damit eine alternative Kategorisierung auf einem höheren Abstraktionsniveau gehemmt; und weil Ähnlichkeiten innerhalb der Kategorie akzentuiert werden, wird eine Subkategorisierung auf einem geringeren Abstraktionsniveau gehemmt. In diesem Sinne stehen Kategorisierungen auf un-

verschiedlichen Abstraktionsniveaus in einem *negativ* interdependenten Verhältnis (*funktionaler Antagonismus*; Turner, 1987).

Der Prozess der Akzentuierung bewirkt nicht nur, dass kategorisierte Andere verstärkt im Hinblick auf ihre relativen Ähnlichkeiten wahrgenommen (stereotypisiert) werden, sondern Selbstkategorisierung bewirkt auch, dass man sich selbst stereotypisiert und als ähnlich zu anderen Mitgliedern der eigenen Selbstkategorie betrachtet. Im Unterschied zu einem individuellen, idiosynkratischen Selbst ist hier die Selbstwahrnehmung *depersonalisiert*. Man sieht sich vornehmlich als austauschbares Mitglied einer sozialen Gruppe an, mit den stereotypen Attributen, Zielen, Normen und Werten, welche die Gruppe in der gegebenen Situation kennzeichnen. Diese Depersonalisierung ist laut SCT der Kernprozess aller Gruppenphänomene. Er unterliegt zum Beispiel

- der Stereotypisierung (die praktisch mit dem Prozess der Kategorisierung identisch ist; Oakes et al., 1994);
- der Gruppenkohäsion, indem andere Gruppenmitglieder als Teil des eigenen (inkluseren) Selbst betrachtet und positiv bewertet werden (Hogg, 1993);
- der intragruppalen Attraktion, indem andere Mitglieder danach bewertet und attraktiv gefunden werden, wie sehr sie den prototypischen (stereotypen) Attributen der Gruppe entsprechen (Hogg, 1993);
- der Führerschaft, die dem Mitglied, welches die prototypische Position der Gruppe am besten repräsentiert, zugeschrieben wird (Turner & Haslam, 2001);
- dem Kollektivverhalten, indem die geteilte Sicht (Ziele, Normen usw.) der Gruppe koordiniertes Verhalten ermöglicht (Reicher, 1987); und
- dem sozialen Einfluss, indem die prototypische Position der Gruppe als normativ und richtig angesehen wird (Turner, 1991).

Wie die erwähnten Phänomene der intragruppalen Attraktion, der Führerschaft und des sozialen Einflusses zeigen, kann Depersonalisierung paradoxerweise auch interkategoriale Differenzierung bedingen. Wenn man sich qua Depersonalisierung den Werten und Normen der eigenen Kategorie verpflichtet fühlt, dann werden diese auch herangezogen, um die Attraktivität, das Führerpotential und die Überzeugungskraft von individuellen Mitgliedern zu bewerten. Generell nimmt die SCT an, dass Kategorienmitglieder sich im Grad ihrer *Prototypikalität* unterscheiden (s. Oakes, Haslam & Turner, 1998). Depersonalisierung im Sinne einer salienten Selbstkategorisierung bewirkt, dass Mitglieder oder Subgruppen primär auf der Basis ihrer relativen Prototypikalität bewertet werden, das heißt prototypische Mitglieder/Subgruppen als positiver, normativer und überzeugender gelten.

Angesichts dieser gewichtigen Implikationen stellt sich die Frage, wann und wie sich eine Person in einer gegebenen Situation selbst kategorisiert (Oakes, 1987). In anderen Worten, wann wird eine bestimmte Selbstkategorisierung salient und psychologisch wirksam? Ein erstes Prinzip ist das der *komparativen Passung* (*comparative fit*). Eine Kategorie ist um so salienter, je besser es auf die subjektiv wahrgenommene Reizkonstellation passt. Diese Passung ist definiert über das Prinzip des *Metakontrasts* (Turner, 1987): Soziale Einheiten werden um so eher als einer ge-

meinsamen Kategorie zugehörig betrachtet, je geringer die Unterschiede zwischen ihnen sind in Relation zu den Unterschieden zu anderen sozialen Einheiten im gegebenen Vergleichskontext, die dieser Kategorie nicht zugehören. In anderen Worten, die Kategorisierung muss hinreichend mit den relativen Merkmalsausprägungen der sozialen Einheiten korrelieren. Neben der komparativen muss eine Kategorisierung aber auch *normative Passung* (*normative fit*) besitzen, um salient zu werden. Sie muss theoriegemäß sein, das heißt in Übereinstimmung mit Erwartungen über die Kategorien, mit Ideologien und Normen. So wird in einer Debatte, an der Psychologen und Biologen teilnehmen, eine Psychologin wohl weniger im Sinne ihrer Disziplinzugehörigkeit kategorisiert, wenn sie emphatisch für die genetische Determiniertheit menschlichen Verhaltens argumentiert und die Bedeutung von Sozialisationseinflüssen gering einstuft.

Durch diese Prinzipien der Passung sind Kategorisierungen an die Realität gebunden und drückt sich ihre extreme Kontextsensitivität aus. Gemäß des Prinzips der komparativen Passung beeinflusst etwa die Weite des Vergleichsrahmens die Kategorisierung, da sich mit der Hinzunahme extremerer Fremdgruppen die *relative Ähnlichkeit* innerhalb einer Gruppe erhöht. Und das Prinzip der normativen Passung hat zur Folge, dass sich höhere soziale Prozesse wie geteilte Normen und Ideologien (selbst wieder Folge von Kategorisierung und Prozessen sozialen Einflusses) auf die Salienz sozialer Kategorien auswirken. Desweiteren beeinflussen (in Wechselwirkung mit der Passung) Beobachtersvariablen die Salienz von Kategorisierungen, wie die kognitive *Verfügbarkeit* von Kategorisierungen und die *Beobachterbereitschaft*, eine bestimmte Kategorisierung zu verwenden. Zum Beispiel sollte die Zentralität einer bestimmten Kategorisierung für das eigene Selbstkonzept (im Sinne einer situationsüberdauernden Identifikation) diese in einer gegebenen Situation verfügbarer machen, und die positiven Implikationen einer Kategorisierung für das Selbst sollte die Bereitschaft zu dieser Kategorisierung erhöhen (Oakes, 1987).

2. Implikationen für Prozesse Sozialer Diskriminierung

Stereotypenbildung. Am umfangreichsten ist im Zusammenhang mit sozialer Diskriminierung wohl der Beitrag der SCT zu einer neuen Sicht auf Prozesse der Stereotypisierung (Oakes et al. 1994). Stereotype sind demnach die unmittelbare Folge von Kategorisierung, verstanden als ein normaler Prozess der Generierung von Bedeutung in einem gegebenen sozialen Kontext. Stereotype sind weder kognitive Verzerrungen oder irrational noch starr oder schablonenhaft. Vielmehr sind sie Ausdruck eines adaptiven Prozesses der Selbstverortung und Sinnstiftung und variieren in Abhängigkeit von Kontext, Normen und Zielen. Zum Beispiel in einer Befragung zur Zeit der Kuwaitkrise unmittelbar vor dem ersten Golfkrieg zeigten australische Befragte, die insgesamt eher gegen einen Krieg eingestellt waren, generell relativ negative Stereotype von US-Amerikanern. Verglichen mit einem engen Ver-

gleichsrahmen (Australien und Großbritannien) wurden diese Stereotype jedoch noch negativer, wenn der Vergleichskontext um Russland und Irak erweitert wurde. In Begriffen der SCT erhöhte diese Kontexterweiterung den Metakonstrast zwischen den Befragten und ‚kriegsbereiten‘ Amerikanern und die Einstellung zum Krieg wurde dadurch zur normativ relevanten, salienten Vergleichsdimension (Haslam, Turner, Oakes, McGarty & Hayes, 1992). Der theoretischen Konzeption nach sind Stereotype desweiteren nicht lediglich zu verstehen als Resultat intraindividuellder Kategorisierungsprozesse, sondern sie sind essentiell ein soziales Produkt und sozial geteilt, basierend auf intragruppalen Prozessen des sozialen Einflusses und der Konsensbildung (Haslam, Turner, Oakes, McGarty & Reynolds, 1998).

Salienz sozialer Kategorisierung. Für Phänomene der Eigengruppen-Favorisierung ist auch das Konzept der Kategorisensalienz relevant. Die Salienz einer Gruppenmitgliedschaft führt zur Depersonalisation und damit dazu, dass Personen primär im Sinne und Dienste dieser Gruppenidentität handeln. Zum Beispiel hat Voci (2006) gefunden, dass die gemessene Salienz der Kategorisierung zwischen Anhängern zweier Fußballvereine positiv mit der Favorisierung des eigenen Vereins zusammenhing, vermittelt über Depersonalisierung im Sinne der eigenen Vereinszugehörigkeit. Auch erlaubt das Konzept der Salienz ein differenzierteres Verständnis der Effekte von Intergruppenunterschieden auf die Beziehungen zwischen Gruppen. Während laut Jetten, Spears und Postmes (2004) die Theorie sozialer Identität (Tajfel & Turner, 1986) impliziert, dass die Ähnlichkeit zwischen Gruppen zu verstärkten Versuchen der Herstellung positiver Distinktheit durch die Favorisierung der Eigengruppe führen sollte (*reactive differentiation*), sollte gemäß SCT die Unterschiedlichkeit zwischen Gruppen den Metakonstrast und damit ihre Salienz erhöhen und entsprechend zu mehr identitätsdienlichem Verhalten führen (*reflective differentiation*). Es sollte hier aber betont werden, dass es falsch wäre, die SCT auf kognitive Prinzipien des Metakonstrasts zu reduzieren. Zum Beispiel enthält sie mit dem Prinzip der Beobachterbereitschaft auch motivationale Elemente, die unter anderem ein positives Distinktheitsstreben reflektieren können.

Distinktheitsbedrohung und Unsicherheitsreduktion. Darüberhinaus lässt sich im Sinne der SCT auch gerade argumentieren, dass soziale Kategorisierungen nicht nur im Dienste eines positiven Selbstwerts stehen, sondern genereller der sozialen Standortbestimmung und Bedeutungsgenerierung dienen. In dieser Hinsicht ist es adaptiv, dass Kategorisierungen zu einer selektiven Wahrnehmung oder Akzentuierung von Ähnlichkeiten und Unterschieden führen, die im Gegenzug die Kategorisierung klarer machen. Umgekehrt erfüllen soziale Kategorien weniger ihren Zweck, wenn die Unterscheidung zwischen ihnen relativ unklar ist. Entsprechend kann die Ähnlichkeit zu einer relevanten Vergleichsgruppe die Distinktheit der eigenen Gruppe und sozialen Identität bedrohen (Branscombe, Ellemers, Spears & Doosje, 1999). Soziale Diskriminierung kann einen Versuch darstellen, Distinktheit wiederherzustellen. Wenn dies nicht zugunsten einer positiven Bewertung der eigenen Gruppe möglich ist, dann kann sich das Distinktheitsstreben als relativ unabhängig von der Bemühung um ein positives Gruppenimage darstellen und die Ei-

engruppe kann auch auf negativen Attributen stereotypisiert werden (Mlicki & Ellemers, 1996). Hogg (2000) hat diese Argumentation noch weiter getrieben und nimmt an, dass die Reduktion von genereller Unsicherheit eine wesentliche Motivation von sozialer Kategorisierung, sozialer Identifikation und schließlich sozialer Diskriminierung ist.

Es fehlt hier der Platz, um weitere Implikationen und Entwicklungen der SCT für unser Verständnis sozialer Diskriminierung zu diskutieren. In anderen Kapiteln dieses Bandes werden die Rolle von inklusiver Identität und Prototypikalität diskutiert (→ Eigengruppen-Projektion) und die Rolle von Kategorisierungsprozessen für positive Effekte von Gruppenkontakt (→ Dekategorisierung, Rekategorisierung und das Modell wechselseitiger Differenzierung). Zu erwähnen wären auch der Einfluss von Intragruppenprozessen und Gruppennormen auf soziale Diskriminierung (z.B. Jetten, Spears & Manstead, 1997) und die Analyse von Massenverhalten und Effekte der Anonymität (Reicher, Spears & Postmes, 1995). Insgesamt ist die SCT eine Theorie, die sich fundamentalen Fragen stellt und dabei, jeglichen Reduktionismus vermeidend, die Komplexität und Vielschichtigkeit der Prozesse anerkennt. Unseres Erachtens hat die SCT einen enormen Beitrag zur Sozialpsychologie des Selbst sowie intra- und intergruppalen Verhaltens geleistet, dessen Tiefe und Reichhaltigkeit es in Zukunft weiter zu erschließen gilt.

Studie von Reynolds, Turner und Haslam (2000, Studie 3): Soziale Diskriminierung in Abhängigkeit vom normativen Fit positiver und negativer Bewertungsattribute

Fragestellung

Die Studie versucht die Positive-Negativ-Asymmetrie in sozialer Diskriminierung zu erhellen, wonach Mitglieder unter Bedingungen relativ minimaler Gruppen stärker mittels positiver Attribute oder Ressourcen diskriminieren als mittels negativer (Mummendey & Otten, 1998 → Das Paradigma der minimalen Gruppen). Die Autoren argumentieren im Sinne der Salienzannahmen der SCT, dass positive Dimensionen – speziell unter minimalen Bedingungen – eher den Theorien und Überzeugungen der Mitglieder über ihr Selbst entsprechen und damit mehr normative Passung besitzen als negative Dimensionen. Bewertungen auf negativen Dimensionen implizieren zumindest die Möglichkeit einer negativen Selbstdefinition und sind damit weniger geeignet oder bedeutungsvoll zur Selbstbeschreibung und positiven Abgrenzung der eigenen Gruppe. Wenn aber die normative Passung der Bewertungsdimensionen kontrolliert wird und so von deren Valenz unabhängig ist, dann sollten Gruppenmitglieder auf positiven wie negativen Attributen gleichermassen diskriminieren.

Vorgehen

Die Teilnehmenden einer Pilotstudie wurden instruiert, aus einer Liste Attribute zu kennzeichnen, die typisch für junge Leute sind aber nicht für alte, typisch für alte aber nicht für junge, typisch für alte wie junge Leute, und typisch für keine der beiden Gruppen. Ebenso bewerteten sie die Valenz der Attribute. Auf dieser Basis wurden positive und negative Attribute ausgewählt, die jeweils in eine dieser vier Kategorien von Typikalität fielen. Den jungen Leuten, die an der Hauptstudie teilnahmen (Studierende einer Universität) wurden diese Attribute vorgelegt, um anhand dieser junge und alte Leute (Eigen- und Fremdgruppe) zu bewerten. Als Maß der Eigengruppen-Favorisierung wurden auf positiven Attributen die Bewertungen der Fremdgruppe von denen der Eigengruppe subtrahiert, und umgekehrt auf negativen Attributen die Bewertungen der Eigen- von denen der Fremdgruppe.

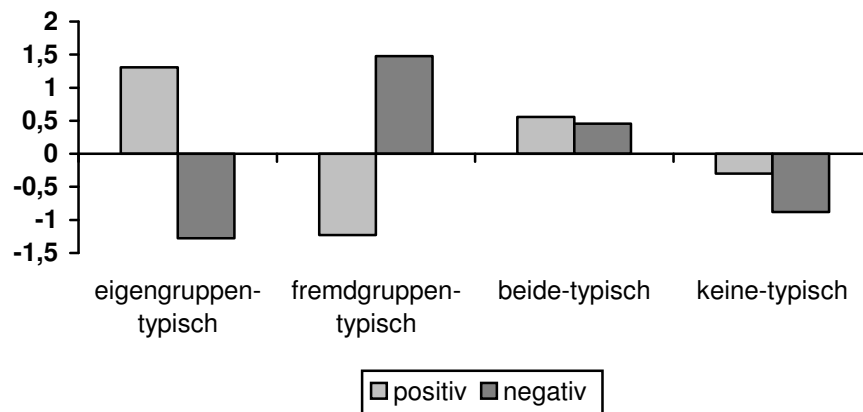


Abb. 1: Ausmaß der Eigengruppen-/Fremdgruppen-Favorisierung für positive und negative Attribute in Abhängigkeit von ihrer Typikalität (positive Werte = Eigengruppen-Favorisierung, negative Werte = Fremdgruppen-Favorisierung)

Ergebnisse

Valenz (positiv, negativ) und Typikalität der Attribute (eigengruppen-typisch, fremdgruppen-typisch, typisch für beide, typisch für keine Gruppe) zeigten einen signifikanten Interaktionseffekt (siehe Abb. 1). Es zeigte sich ein signifikantes Ausmaß an Eigengruppen-Favorisierung auf positiven eigengruppen-typischen Attributen und negativen fremdgruppen-typischen Attributen, sowie Fremdgruppen-Favorisierung auf positiven fremdgruppen-typischen und negativen eigengruppen-typischen Attributen. Valenz hatte hier keinen Haupteffekt auf die Höhe der Diskriminierung zwischen den Gruppen. Darüberhinaus wurde – unabhängig von der

Valenz – auf Attributen, die typisch für beide Gruppen waren, die Eigengruppe favorisiert, während auf Attributen, die typisch für keine der Gruppen waren, die Fremdgruppe favorisiert wurde.

Die Autoren sehen die Ergebnisse als Bestätigung ihrer Erklärung der Positiv-Negativ-Asymmetrie und der SCT. Wenn die normative Passung der Bewertungsdimensionen kontrolliert und unabhängig von der Valenz der Attribute manipuliert wird, zeigt sich kein systematischer Einfluss der Valenz auf das Ausmaß der Diskriminierung zwischen Gruppen, sondern nur ein Einfluss der Passung. Interessanterweise wird die Eigengruppe auf positiven und negativen Attributen favorisiert, wenn diese typisch für beide Gruppen sind. Wenn also die Attribute prinzipiell normative Passung besitzen, aber die Statusrelation auf diesen Attributen kontestiert wird und im Sinne der Theorie sozialer Identität unsicher ist, dann findet sozialer Wettbewerb um die statushöhere Position auf diesen Dimensionen statt.

Generell werden die Ergebnisse als Beleg gegen eine simplifizierte Lesart der Theorie sozialer Identität angesehen, wonach angeblich die bloße Kategorisierung immer und notwendig zur Eigengruppen-Favorisierung führe (s. Turner & Reynolds, 2001). Vielmehr hängt das Auftreten von sozialer Diskriminierung von weiteren Randbedingungen und sozialstrukturellen Variablen ab. Unter anderem müssen gemäß der Theorie die Vergleichsdimensionen für die relative Bewertung der Gruppen relevant und bedeutungsvoll sein. Die SCT mit ihrem Konzept der normativen Passung trägt zum weiteren Verständnis dieses Prinzips bei und bekräftigt, dass Eigengruppen-Favorisierung, selbst in minimalen Situationen, nicht eine automatische Folge der Kategorisierung ist, sondern ein realitätsbezogener Prozess der Stiftung von Bedeutung.

Literatur

- Branscombe, N. R., Ellemers, N., Spears, R., & Doosje, B. (1999). The context and content of social identity threat. In N. Ellemers, R. Spears & B. Doosje (Eds.), *Social identity* (pp. 35-58). Oxford: Blackwell.
- Fiske, S. T., & Neuberg, S. L. (1990). A continuum model of impression formation, from category-based to individuating processes: Influences of information and motivation on attention and interpretation. In M. Zanna (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 23, pp. 1-73). New York: Random House.
- Haslam, S. A. (2004). *Psychology in organizations: The social identity approach* (2nd ed.). London: Sage.
- Haslam, S. A., Turner, J. C., Oakes, P. J., McGarty, C., & Hayes, B. K. (1992). Context-dependent variation in stereotyping 1: The effects of intergroup relations as mediated by social change and frame of reference. *European Journal of Social Psychology*, 22, 3-20.
- Haslam, S. A., Turner, J. C., Oakes, P. J., McGarty, C., & Reynolds, K. J. (1998). The group as a basis for emergent stereotype consensus. *European Review of Social Psychology*, 8, 203-239.

- Hogg, M. A. (1993). Group cohesiveness: A critical review and some new directions. *European Review of Social Psychology*, 4, 85-111.
- Hogg, M. A. (2000). Subjective uncertainty reduction through self-categorization: A motivational theory of social identity processes and group phenomena. *European Review of Social Psychology*, 11, 223-255.
- Jetten, J., Spears, R., & Manstead, A. S. (1997). Strength of identification and intergroup differentiation: The influence of group norms. *European Journal of Social Psychology*, 27, 603-609.
- Jetten, J., Spears, R., & Postmes, T. (2004). Intergroup distinctiveness and differentiation: A meta-analytic integration. *Journal of Personality and Social Psychology*, 86, 862-879.
- Mlicki, P. P., & Ellemers, N. (1996). Being different or being better? National stereotypes and identifications of Polish and Dutch students. *European Journal of Social Psychology*, 26, 97-114.
- Mummendey, A., & Otten, S. (1998). Positive-negative asymmetry in social discrimination. *European Review of Social Psychology*, 9, 107-143.
- Oakes, P. J. (1987). The salience of social categories. In J. C. Turner, M. A. Hogg, P. J. Oakes, S. D. Reicher & M. S. Wetherell (Eds.), *Rediscovering the social group: A self-categorization theory* (pp. 117-141). Oxford, UK: Basil Blackwell.
- Oakes, P. J. (2001). The root of all evil in intergroup relations? Unearthing the categorization process. In R. Brown & S. L. Gaertner (Eds.), *Blackwell handbook of social psychology: Intergroup processes* (pp. 3-21). Oxford: Blackwell.
- Oakes, P. J., Haslam, S. A., & Turner, J. C. (1994). *Stereotyping and social reality*. Oxford, UK: Blackwell.
- Oakes, P. J., Haslam, S. A., & Turner, J. C. (1998). The role of prototypicality in group influence and cohesion: Contextual variation in the graded structure of social categories. In S. Worchel, J. F. Morales, D. Paez & J.-C. Deschamps (Eds.), *Social identity: International perspectives* (pp. 75-92). London: Sage.
- Reicher, S. D. (1987). Crowd behaviour as social action. In J. C. Turner, M. A. Hogg, P. J. Oakes, S. D. Reicher & M. S. Wetherell (Eds.), *Rediscovering the social group: A self-categorization theory* (pp. 171-208). Oxford: Blackwell.
- Reicher, S. D., Spears, R., & Postmes, T. (1995). A social identity model of deindividuation phenomena. *European Review of Social Psychology*, 6, 161-198.
- Reynolds, K. J., Turner, J. C., & Haslam, S. (2000). When are we better than them and they worse than us? A closer look at social discrimination in positive and negative domains. *Journal of Personality and Social Psychology*, 78, 64-80.
- Tajfel, H., & Turner, J. C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel & G. Austin (Eds.), *Psychology of intergroup relations* (pp. 7-24). Chicago: Nelson-Hall.
- Turner, J. C. (1987). A self-categorization theory. In J. C. Turner, M. A. Hogg, P. J. Oakes, S. D. Reicher & M. S. Wetherell (Eds.), *Rediscovering the social group: A self-categorization theory* (pp. 42-67). Oxford: Blackwell.
- Turner, J. C. (1991). *Social influence*. Buckingham, UK: Open University Press.
- Turner, J. C., & Haslam, S. A. (2001). Social identity, organizations, and leadership. In M. E. Turner (Ed.), *Groups at work: Theory and research* (pp. 25-65). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Turner, J. C., Hogg, M. A., Oakes, P. J., Reicher, S. D., & Wetherell, M. S. (1987). *Rediscovering the social group: A self-categorization theory*. Oxford: Blackwell.
- Turner, J. C., & Reynolds, K. J. (2001). The social identity perspective in intergroup relations: Theories, themes, and controversies. In R. Brown & S. L. Gaertner (Eds.), *Blackwell handbook of social psychology: Intergroup processes* (pp. 133-152). Oxford: Blackwell.
- Voci, A. (2006). Relevance of social categories, depersonalization and group processes: Two field tests of self-categorization theory. *European Journal of Social Psychology*, 36, 73-90.